

Der schlechte Ruf

Objektyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Neujahrsblatt der Naturforschenden Gesellschaft Schaffhausen**

Band (Jahr): **27 (1975)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

der Vogelsanger eine für die Schweiz neue Art (*Thyreostenius biovatus*). Sie lebt, dem menschlichen Auge verborgen, als Gast in der Tiefe der Nester der Wald- und Wiesenameisen (*Formica rufa und pratensis*), jedoch nur, wie der Forscher berichtete, auf dem Plateau des Randens in etwa 800 Metern Höhe. In tieferen Lagen, in denen man die Nester dieser Ameisen ebenfalls häufig antrifft, konnte er die Spinne nie nachweisen.

Der schlechte Ruf

«L'Araignée a mauvais renom», haben wir von J. H. Fabre gelesen. Diese Feststellung gilt nicht nur für das Land des provençalischen Entomologen, auch in unserer Heimat standen die Spinnen in einem schlechten Ruf, der sich bis auf unsere Tage erhalten hat. Im vierzehnten Jahrhundert ist in Europa erstmals die Pest erschienen. In diese Zeit zurück führt uns Jeremias Gotthelfs Erzählung «Die schwarze Spinne». Die scheussliche Ungestalt dieser Spinne ist nichts anderes als die Verkörperung des Schwarzen Todes, wie diese Seuche auch genannt wurde. Es lohnt sich wohl, einige Augenblicke bei der sagenhaften Handlung der Geschichte zu verweilen: Nach der mündlichen Ueberlieferung befahl der letzte Komtur der Gemeinde Sumiswald, ein Hans von Stoffeln aus dem Hegau, seine untertanen Bauern auf das Schloss und eröffnete ihnen: «Mein Schloss ist fertig, doch noch eines fehlt: Der Sommer kommt, und droben ist kein Schattengang. In Zeit eines Monats sollt ihr mir einen pflanzen, sollt einhundert ausgewachsene Buchen nehmen aus dem Münneberg, mit Aesten und Wurzeln, und sollt sie mir pflanzen auf Bärhegen, und wenn eine einzige Buche fehlt, so büsst ihr mir mit Gut und Blut.» Ratlos und verzweifelt machten sich die Bauern auf den Heimweg. Da erschien plötzlich ein grüner Jägersmann, ihnen ein tüchtiges Gespann anbietend, die Buchen zu führen. Er begehre nicht viel als Lohn, nicht mehr als ein ungetauftes Kind nach getaner Arbeit. Jetzt erkannten die Bauern den teuflischen Gesellen und stoben in wilder Hast auseinander. Als zu Hause die Frauen vernahmen, was ihren Männern auf dem Schloss befohlen und wer ihnen begegnet war, ergriff sie eine namenlose Angst. Nur in Christine, einer jungen Bäuerin, wuchs immer mehr der Gedanke, der Grüne wäre wohl der einzige, der nicht zu betrügen wäre. Wenn nur einmal sein Versprechen gehalten und die Buchen gepflanzt seien, so brauche man gar nichts mehr zu geben, weder ein Kind noch etwas anderes. So sagte Christine dem Teufel zu. Ein Kuss des Jägersmanns auf die Wange der Frau besiegelte den Akkord. Wenige Wochen später standen die Buchen mit des Teufels Hilfe an ihrem Ort, doch immer näher

rückte der Tag, an dem eine Bäuerin ein Kind gebären sollte, und immer grösser wurde die Angst der Frauen. «Endlich drang einem Weibe der Jammer zu Herzen, es lief und offenbarte dem Priester den Handel.» Dieser, obwohl entsetzt über den gottlosen Pakt, segnete Haus und Stube der werdenden Mutter mit geweihtem Wasser, die bösen Geister so bannend, und ungestört taufte der Priester das Kind. Auf Christines Wange aber, dort, wo der Grüne sie geküsst, wuchs ein schwarzer, brennender Fleck heran.

«Da geschah es, dass wiederum ein Weib ein Kind erwartete. Diesmal war die Angst nicht gross, die Leute wohlgenut; sobald sie zu rechter Zeit für den Priester sorgten, meinten sie, des Grünen spotten zu können. Nur Christine war es nicht so. Je näher der Tag der Geburt kam, desto schrecklicher war der Brand auf ihrer Wange, desto mächtiger dehnte der schwarze Punkt sich aus, deutliche Beine streckte er von sich aus, kurze Haare trieb er empor, glänzende Punkte und Streifen erschienen auf seinem Rücken, und zum Kopfe ward der Höcker, und glänzend und giftig blitzte es aus demselben wie zwei Augen hervor. Laut aufschrien alle, wenn sie die giftige Kreuzspinne sahen auf Christines Gesicht.»

Wiederum bannte der Geistliche den Teufel vom Hause der Gebärenden, und Jubel begann über den neuen Sieg. Hören wir nun Gotthelf selbst, wie die schwarze Spinne, Symbol der teuflischen Pest, die Menschen heimsucht:

«Da war es Christine, als ob plötzlich das Gesicht ihr platze, als ob glühende Kohlen geboren würden in demselben, lebendig würden, ihr gramselten über das Gesicht weg, über alle Glieder weg, als ob alles an ihr lebendig würde und glühend gramsle über den ganzen Leib hinweg. Da sah sie, in der Blitze fahlem Scheine, langbeinig, giftig, unzählbare schwarze Spinnen laufen über ihre Glieder, hinaus in die Nacht, und den entschwundenen liefen, langbeinig, giftig, unzählbar andere nach.» — «Da schrie mitten im Haufen einer entsetzlich auf, es war ihm, als sei er in einen glühenden Dorn getreten, als nagle man mit glühendem Nagel den Fuss an den Boden, als ströme Wasser durch das Mark seiner Gebeine. Der Haufe fuhr auseinander, und alle Augen sahen nach dem Fusse, gegen den die Hand des Schreienden fuhr. Auf dem Fusse aber sass gross und schwarz die Spinne und glotzte giftig und schadenfroh in die Runde. Da starrte allen zuerst das Blut in den Adern, der Atem in der Brust, der Blick im Auge, und ruhig und schadenfroh glotzte die Spinne umher, und der Fuss ward schwarz, und im Leibe war's, als kämpfe zischend und wütend Wasser mit Feuer.» — «So war die Spinne bald nirgends, bald hier, bald dort, bald im Tal unten, bald auf den Bergen oben, sie zischte durchs Gras, sie fiel von der Decke, sie tauchte aus dem Boden auf. Am hellen Mittag, wenn die Leute um ihr Habermus sassen, erschien sie glotzend unten am Tisch, und ehe die Menschen auseinandergesprengt, war sie allen über die Hände gelaufen, sass oben am Tisch auf des Hausvaters Haupte und glotzte über den Tisch, über die schwarz werdenden Hände weg.»

Jeremias Gotthelf begnügte sich nicht, in der schwarzen Spinne die Pest zu verkörpern. Im beständigen Bestreben, die Menschen zu belehren und zu bessern, wird sie bei Pfarrer Bitzios zum Inbegriff höllischer Bosheit, zum Sinnbild sündhafter Verbindung mit teuflischen Mächten.

Gewiss handelt es sich bei Gotthelfs Erzählung um eine Sage, aber der Glaube an eine unheimliche Macht, die dem Spinnengeschlechte innewohnen soll, ist heute noch lebendig. Vor Jahren weilte ich in einem Toggenburger Bauernhaus. Als ich mich an einer Hand etwas verletzte, riet mir der Bauer, ein Spinnewebe aufzulegen, den Spinnen sei nämlich die Macht gegeben, Blut zu bannen. Noch im letzten Jahrhundert soll beim Schaffhauservolk der Glaube bestanden haben, Spinnewebe könnten stark blutende Wunden stillen. Sollen wir «aufgeklärte» Menschen solch veralteten Aberglauben belächeln? Die Skylab-Expedition im Sommer 1973 führte eine Kreuzspinne (*Aranea diadema*) mit. Es ging den Verhaltensforschern darum, ob die Spinne imstande sei, im schwerelosen Raum ein normales Netz zu weben, ebenso präzise wie auf der Erde. Die Journalisten aus Houston unterrichteten die Presse darüber folgendermassen: «Das Kreuzspinnenweibchen Arabella, Maskottchen der zweiten Skylab-Crew, ist fleissig...» Die Presseleute sahen also in dieser Spinne ein Amulett, ein den Raumfahrern glückbringendes Tier; modernste Technik und uralter Aberglaube wurden auf engstem Raum zusammengebracht.

Im Winter 1973/74 zeigte das deutsche Fernsehen eine Serie utopischer Filme, triviale Dutzendware, die, allen Realitäten des Lebens trotzend, stets nach dem gleichen Schema verliefen, in denen stets das Gute über das Böse, die Gerechtigkeit über die Ungerechtigkeit siegt: Menschen in einem Raumschiff waren im Weltall unterwegs auf der Suche nach neuem Lebensraum und gelangten in den Bereich eines bewohnten Planeten einer fernen Galaxis. Das Weitere spielte sich nach dem üblichen Schema ab: Der gute, edle Mensch gerät vorerst in die Gewalt einer bösen Macht, aus der er schliesslich gerettet wird. In einem dieser Sensationsfilme benutzte der Regisseur zur Darstellung dieser bösen, dem Menschen feindlich gesinnten Macht eine Spinnengestalt. Der zottig behaarte Rumpf wies wohl Menschengestalt auf, doch darauf sass ein Spinnenkopf mit acht Glotzaugen, die Arme endigten mit den für Spinnen typischen Webklauen. Aberglaube und Magie, Irrungen mittelalterlicher Geisteshaltung und Sensationsmache moderner Filmproduzenten, immer wieder haben sie die Spinnen mit einem geheimnisvollen, gefährlichen Nimbus umgeben.